



*Nicht immer sind sich Vater und Tochter einig. Doch Hanswolf Scriba, der ehemalige Kantor der Mainzer Johamiskirche, verzeiht seiner Tochter Nanette manche künstlerischen Gewagtheiten.*

Foto Michael

## Zwei Leben zwischen Bach und Breil

Kantor und Chansonnette:  
Hanswolf und Nanette Scriba

MAINZ. Das Rampenlicht lockte die kleine Nanette früh. Als sie sechs Jahre alt war, sagte sie zu ihrem Vater: „Ich wollte, in der Zeitung würde mal stehen, Nanette ist berühmt.“ Als Neunjährige malte sie ihren Traum sogar. In den Zeichnungen ihres Mini-Comics bittet ein Reporter Nanette, aus der inzwischen ein großer Star geworden ist: „Also, nun erzählen Sie mal“, und schon läßt die berühmte Künstlerin gravitatisch den Beginn ihrer Karriere Revue passieren: „Ich fing mit ungefähr neun Jahren mit der Geige an...“

Hanswolf Scriba hat das alles sorgfältig archiviert, den kecken Spruch der Sechsjährigen, die Zeichnungen und noch viele andere kindliche Geistesblitze. Mit der Zeit ist daraus ein Buch geworden, das „Witzbuch“. Nun liegt es mit seinem rosa Einband und den inzwischen vergilbten Seiten vor Nanette Scriba. Und die Siebenunddreißigjährige überlegt, wie sie damals auf die Idee mit dem Berühmtwerden gekommen ist. Nur eine Erklärung fällt ihr ein – der Papa war schuld: „Er stand ja nun wirklich alle Nase lang in der Zeitung.“

Heute ist es eher umgekehrt. Hanswolf Scriba, 34 Jahre lang Organist und Kantor der Mainzer Johanniskirche, eine hochgeachtete Persönlichkeit in der Musikwelt, ist seit 1990 im Ruhestand. Dafür ist Tochter „Nette“ Dauergast in den Feuilletons, als Interpretin französischer Chansons, aber auch eigener Lieder jenseits „des synthesizer-seligen Pop-Mainstream“. In den vergangenen 15 Jahren hat sich die Chansonnette ein Liebhaberpublikum weit über die Grenzen ihrer Heimatstadt Mainz hinaus erobert. Sechs Langspielplatten hat sie inzwischen aufgenommen, und ihre Konzerttourneen haben sie und ihre Band jüngst sogar bis nach Peking geführt.

„Irgendwann haben sich unsere Eltern bei uns dafür entschuldigt, daß sie uns künstlerisch so geprägt haben.“ Nanette Scriba lacht herzlich. „Ich meine, sie hätten uns ja auch auf eine Banklehre vorbereiten können.“ Ein absurder Gedanke. Der Vater und die Mutter, Kunsterzieherin an einem Gymnasium, sorgten dafür, daß im Hause Scriba Malerei und vor allem Musik so selbstverständlich zum Alltag gehörten wie das Frühstück und das Abendbrot. Und daß jedes der fünf Kinder mindestens ein Instrument erlernte, verstand sich im Kantorenhaushalt von selbst.

Die Geige, für die sich Nanette als Neunjährige entschieden hatte, legte sie allerdings bald wieder aus der Hand und griff zur Gitarre. Während eines Sommerurlaubs mit der Familie in Frankreich entdeckte die junge Schülerin eine neue Leidenschaft: Am Lagerfeuer sangen die Scriba-Kinder mit ihren französischen Freunden zur Gitarre, was das Pop-Repertoire damals hergab, von den „Streets of London“ über diverse Beatles-Songs bis zum „House of the Rising Sun“. Irgendwann kam Nanette auf die Idee, es mit Chansons zu versuchen. Seither steht sie im Bann der französischen Chansonniers, von Barbara, Georges Brassens oder Jacques Breil.

Schon während ihrer Schulzeit trat sie bei kleinen Konzerten auf, anfangs noch „in aller Unschuld“, ohne ernsthaft an eine Sängerkarriere zu denken. Nach dem Abitur begann sie, Kunsterziehung zu studieren. Dann aber ging alles sehr schnell: Wenig später, im Jahr 1981, nahm Nanette Scriba ihre erste Platte auf; kurz darauf gewann sie den zweiten Preis bei einem renommierten internationalen Chansonwettbewerb. Damit war die Entscheidung gefallen. Das erste Staatsexamen legte die junge Künstlerin zwar noch ab, dann aber stand endgültig fest, daß nicht der Zeichensaal, sondern die Bühne und das Tonstudio ihr Zuhause werden würden.

Vierzig Jahre zuvor hatte Hanswolf Scriba in einem ähnlichen Dilemma wie seine Tochter gesteckt. Der Pfarrerssohn, 1927 im sächsischen Ort Wehlen geboren, war nach dem Krieg vor den Kommunisten aus der Sowjetischen Besatzungszone nach Mainz geflohen und hatte dort 1946 ein Mathematikstudium begonnen. Er habe seit seiner Jugend gerne gerechnet, sagt Scriba. Aber es gab noch etwas anderes, was den jungen Mann genauso faszinierte: das Orgelspiel. Schon im Krieg, an der Front, hatte er manchmal in Dorfkirchen musiziert. „Die Soldaten kamen aus ihren Schützengräben und hörten mir zu.“ Und nun saß Hanswolf Scriba im Hörsaal und sollte langweilige Formeln pauken. Nein, die Mathematik hatte er sich anders vorgestellt, eher als eine Philosophie der Zahlen. Es dauerte nicht lange, und er hatte von seinen Professoren, diesen „sturen Steißstrommlern“, die Nase voll. Überdies lernte er zur gleichen Zeit seine kunstliebende Frau kennen: „Wir waren uns bald einig, daß ich Musik besser studieren sollte.“

Nach fünf Semestern wechselte Scriba von der Mainzer Universität an die Frankfurter Hochschule für Musik. Dort vervollkommnete er sein Orgelspiel unter anderen bei dem anerkannten Bach-Spezialisten Helmut Walcha. So gewagt, wie es vielleicht scheinen mag, war der Schritt vom Rechenschieber zur Orgelbank nicht: Die komplexe Polyphonie und die Zahlen-symphonik der Musik des Barocks haben analytisch denkende Menschen stets fasziniert. Das Intermezzo an der mathematischen Fakultät hat das Musikverständnis Scribas tief geprägt. Er liebe die Struktur, anderen seien die Strukturen egal. „Denen geht es nur um den Ausdruck, mir geht es um die Form. Für mich ist im weiteren Sinn die Form der Inhalt.“

Trotzdem ist der Kantor kein „blutleerer Fugendompneur“ geworden, für den die Musikgeschichte mit dem Tod Bachs endet. Sein Ansehen in Mainz erwarb sich Hanswolf Scriba auch dadurch, daß er in der Johanniskirche zahlreiche Werke moderner Komponisten aufführte. Ebenso legendär sind seine Gesprächskonzerte, bei denen der Kantor versuchte, vor allem jungen Menschen ein lebendiges Bild von Kirchenmusik in Wort und Ton zu vermitteln. Eine kundige Beraterin in Sachen Öffentlichkeitsarbeit hatte Scriba dabei schon früh in der Person seiner kleinen Tochter. Dem „Witzbuch“ zufolge wußte Nanette genau, was bei den Leuten ankommt: „Der Papi muß mehr auf ‚Schau‘ machen, das macht einen besseren Eindruck“, steht darin zu lesen.

Dabei hatte die junge Sängerin später selbst ihre Last mit der „Schau“. Nach einer Phase jugendlicher Unbekümmertheit sei es ihr mit einem Mal schwergefallen, sich auf der Bühne in Szene zu setzen: „Wir sind alle sehr zur Bescheidenheit und

Zurückhaltung erzogen worden.“ Inzwischen hat Nanette Scriba diese Unsicherheit überwunden; ein bißchen Show, das weiß sie, gehört nun einmal zum Geschäft. Nur ihre Musik, die möchte sie auf keinen Fall dem Massengeschmack anpassen: Was sie mache, eigne sich nicht für „Mega-Erfolge“.

Schon lange gibt sie sich nicht mehr damit zufrieden, das Liedgut Frankreichs für Gitarre zu bearbeiten und nachzusingen. Der größte Teil ihres Repertoires besteht mittlerweile aus Selbstgeschriebenen. Unpräzise sind ihre Texte, fast immer weit entfernt von der üblichen Schlagermetaphorik. Betroffenheitsbekundungen liegen ihr ebensowenig wie aggressiv-politische Liedermacherlyrik. „Vertonte Flugblätter“ seien nicht ihre Sache.

Die sparsamen, dennoch nicht spartanischen Arrangements ihrer Songs verraten den Einfluß klassischer Musikerziehung. Hanswolf Scriba freut sich, wenn er in den Liedern seiner Tochter hier und da ein wenig „kontrapunktische Arbeit“ oder „Ansätze opernhafter Gesangstechnik“ bemerkt. Letztere hat Nanette allerdings weniger vom Vater als eher von der skurrilen Punkdiva Nina Hagen übernommen.

Wenn es darum geht, ihre künstlerischen Vorstellungen bei einer Produktion durchzusetzen, kann die Sängerin sehr energisch werden. Mit ihrem Musikerkollegen Richard Wester habe sie sich beim Einspielen der jüngsten CD „tätig gefetzt“, gesteht Nanette Scriba. Nicht ohne Grund wurde sie früher von Eltern und Geschwistern „Knurri-Fauchi“ genannt: „Ich war immer ein williges Opfer für Sticheleien, weil ich sofort in die Luft ging.“ Den Jähzorn, der freilich schnell wieder verraucht, hat sie von dem Vater geerbt. Der konnte bei seinen Chorproben nach eigenem Bekunden auch aus der Haut fahren.

Heute gerät Hanswolf Scriba vor allem dann in Rage, wenn er das Radio anstellt und hört, wie „musikalisches Spülwasser“ durch alle Kanäle plätschert. „Ich werfe

der heutigen Musikkultur vor, daß die Verpackung alles ist. Ich finde den Inhalt wichtiger als die Verpackung.“ Besonders bei manchen „Sumpfbüthen der modernen Kirchenmusik“ überkommt den Kantor, der früher selbst mit Jazz experimentiert hat, das kalte Grausen: Nichts Schlimmeres gebe es als jenen berüchtigten „Kirchentagspop“, der mit „platt-anbiedernden Texten zu lausiger Musik die Jungchristen für die total geile Botschaft Jesu“ zu begeistern suche. „Die Kirche reißt sich heute darum, Werbung zu machen“, schimpft Scriba. „Ich sehe das nicht ein. Luther hat gesagt: Wer zu uns kommen will, soll es tun. Wer nicht will, soll es bleiben lassen.“

Nicht nur schlechte, auch zu laute Musik schmerzt Scriba. Entsetzt war er, als er erfuhr, daß bei der Restaurierung „meiner Johanniskirchen-Orgel“ auch der Winddruck des Instruments erhöht werden sollte. Warum, fragt er, müsse denn das Tutti einer Orgel unbedingt die Fensterscheiben der Kirche nach außen biegen? „Lautstärke ist im Orgelbau inzwischen ein Wert an sich. Aber das liegt an der heutigen Generation. Die sind alle schwerhörig von der dauernden Musikberieselung mit hohen Lautstärken.“

Noch ein anderer Tribut an die moderne Zeit stört den Vater, wenn er die Lieder seiner Tochter hört. Er habe manchmal einige Schwierigkeiten damit, daß nicht alles in ihren Texten jugendfrei sei. Aber das könne er akzeptieren, solange es gut gemacht sei. In einem Punkt sind sich Nanette und Hanswolf Scriba ohnehin immer einig: „Wir beide können Musik nicht leiden, die den Raum füllt wie ein Heizkörper – mit warmer Luft.“ SASCHA ZOSKE

Bisher erschienen: Spiros und Konstantin Simitis (7. Juli); Hilmar und Kai Hoffmann (14. Juli); Helga und Wolfgang Dieter Budde (21. Juli); Carmen-Renate Köper und Peter Eschberg (4. August); Christine Hohmann-Dennhardt und Eckart Hohmann (18. August); Wolfhard und Klaus Ring (3. November); Sophia und Gregor von Opel (10. November)

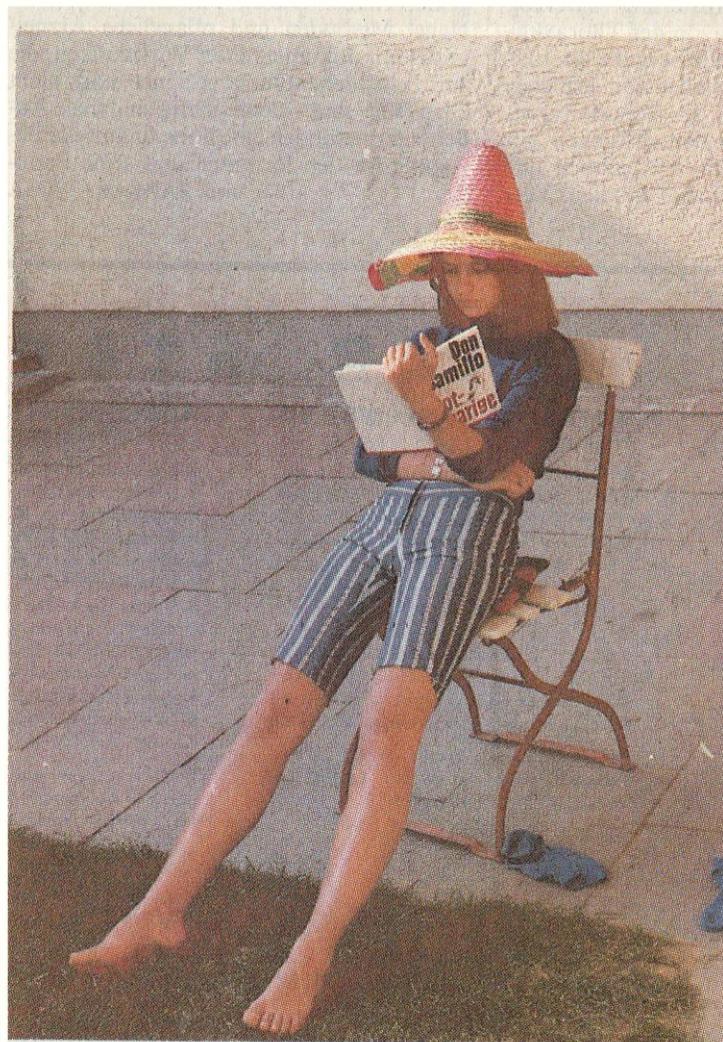


Foto Privat

*Schon in jungen Jahren entdeckte Nanette Scriba ihre Leidenschaft für französische Chansons. Mittlerweile aber schreibt die erfolgreiche Künstlerin, die auch auf internationalen Bühnen zu Hause ist, ihre Lieder lieber selbst.*